

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 11

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

15. März 1919

□ □ Der Lenz erwacht! □ □

Von Arnold Ott.

Der Lenz erwacht! Nach langer Schlacht
Schlug er entzwei des Winters Macht;
Eisfrei die Ströme rinnen.

Sein blaues Banner, stolz entrollt,
Geflickt mit Sonnenstrahlengold,
Schwingt er von Himmelszinnen.

Er hat befreit was Fesseln trug:
Der Blüten Keim, des Vogels Flug;
Zerriß der Berge Schleier.

Die Welle singt am Seesstrand;
Lawinendonner durch das Land
Schickt er zur Festesfeier.

Die Herzen weit zum Festgeleit!
Es kommt des Lenzes Herrlichkeit
Mit uns einhergezogen.

Weg Gram und Plag! Am heut'gen Tag
Manch schwer Gemüt sich sonnen mag,
Das um sein Licht betrogen!

≡ ≡ Die Königschmieds. ≡ ≡

Roman von Felix Moeschlin.

11

So kam zu den neuen Geistern, die schon in ihn gefahren waren, noch ein funkelnagelneuer. Und der gebärdete sich am übermütigsten und tat so großhansig, als sei er der höchste Trumpf und die alleinseigmachende Kraft, und niemand anders als er sei imstande, aus einem lebigen Fleischklumpen einen richtigen Menschen zu machen. Und Viktor glaubte ihm, aber auf eine fröhliche, freie Weise, daß der Wirt sagen mußte: da habe einmal das Geld den Richtigen gefunden, der lasse sich von seinen Baken nicht fusionieren. Denn Viktor rollte die Fünfliber auf dem Tische herum und hätte sie wohl noch zum Fenster hinausgeworfen in spielerischer Freude, wenn ein Fenster offen gestanden hätte. Diesmal kam es ihm zugut, daß die Bauern die Gewohnheit haben, die Fenster nur aufzumachen, wenn eine Blechmusit vorüberzieht, notabene, wenn sie nicht zugenagelt sind, sonst aber ganz ängstlich alle die Däfte und Lüfte von Speisen und Getränken, von Tabakforten und Leute drinnen in der Stube behalten, als seien das liebe Erinnerungen, quasi Reliquien, die man um Himmelswillen nicht verlieren dürfe.

Glücklicherweise war Viktor nicht verlegen darum, das Geld los zu werden, als er die Fenster geschlossen sah. Er bestellte eine hübsche Chaise, hieß einen Knecht aufsitzen und kutschierte fröhlich davon. Das war doch schöner als

das langsame Dahintrotten, und zugleich sah er so hoch oben, daß er sich so recht als Meister über alles Irdische fühlte und alle Menschen überragte, und wenn sie zwei Meter lang gewesen wären. Das tat ihm bis ins innerste Herz hinein wohl.

Und als er in seinem Gymnasiumstädtchen einfuhr und so viele hübsche Mädchen sah, was er früher gar nicht bemerkt hatte oder nicht hatte bemerken wollen, da schlug er sich auf die Knie und faßte die allerbesten Vorsätze.

Und auf seinem Zimmer war es das Allererste, daß er einen Spiegel nahm und ihn vor sein Gesicht hielt. Und das Ergebnis war, daß er sich sagte: „Viktor, werde nicht eitel!“

Als vier Wochen darauf der Königschmied gefragt wurde, wie es dem zukünftigen Pfarrer gehe, da antwortete er schmunzelnd:

„Danke, gut! Er lebt wie ein Fürst, und alle Mädchen laufen ihm nach.“

Fünftes Kapitel.

Viktor ist Bauer.

Tante Anna hatte Erbsen in ihre Schuhe getan und war nach Maria Einsiedeln gepilgert. Aber es hatte nichts genützt. Seither war ihr Frohsinn verloren gegangen. Ganz

trübsinnig saß sie herum, und wenn sie etwas in die Hand nahm, so tat sie es verkehrt oder brauchte doppelt soviel Zeit dazu als früher. Man hätte ihr gerne geholfen. Aber es gelang nicht, weil sie niemand sagte, was sie drückte, selbst dem Pfarrer Gregor nicht. Daß sie etwas auf dem Gewissen haben mußte, sah jeder. Aber mehr wußte keiner. Auch Viktor nicht, der die Tante ja am besten kannte. So mußte man sie halt eben machen lassen. Denn wenn schon der beste Arzt kaum helfen kann, wenn ein Kranker nicht weiß, wo es ihm fehlt, so ist es in einem solchen Falle noch schlimmer, wo es sich um das innere Leben handelt, das um so vieles komplizierter ist als jenes, dem sich mit Besehen, Betasten, Beklopfen und Behorchen beikommen läßt. Einen Schwindkräftigen erkennt man am Husten, aber es kann einer ein Gemüt haben, so elend dran wie ein abgestorbener Lungenflügel, und doch noch aussehen wie ein Mehger, und ein Herz wie eine Mördergrube und doch äußerlich einem Heiligen nichts nachgeben.

Nur einmal sah man sie fröhlich: das war, als man ihr erzählte, wie der Kanton die zwei Millionen Franken, die er aus dem Kloster geholt, schon wieder verloren habe. Er hatte sie ohne genügende Sicherheit an ein paar Leute ausgeliehen, und die haben so übel und leichtsinnig damit gewirtschaftet, mit mehr Gottvertrauen als Geschäftssinn, daß die schönen Bagen alle dahingeschwunden waren wie Butter an der Sonne und nichts mehr davon zu sehen war, soviel Brillen man auch aufsetzte. Und der Kanton konnte nichts anderes tun, als sich drein schiden und sich Mühe geben, zu denken, er habe das Geld nie bejessen.

Aber im übrigen bekam sie von der Lebensfreude und Fröhlichkeit, die im Königshofe aus hundert Brunnen sprudelte, kein Tröpflein ab. Und wenn die anderen an jedem neuen Tag ihre besondere Freude hatten und wahrhaftig meinten, sie stiegen immer höher auf einer Leiter, die direkt in den Himmel führt, aber in einen Himmel auf Erden, so machte sie ein Gesicht wie eine, die an chronischem Zahnweh leidet oder an Magendrücken und mit den Tagen nichts anderes zu tun weiß, als sie eben in Gottes Namen abzuhäspeln, weil sie es von früher her so gewöhnt ist, dabei aber so wenig Freude verspürt wie eine, die von morgens bis abends Garn windet und zwar graues.

Da hatten es die anderen Königsmiedler doch besser. Jedes von ihnen besaß hinter mehr oder weniger hohen Mauern sein geheimes Seelengärtlein mit den bunten Blumen der Sehnsucht und Hoffnung, Sepp und Viktor überdies noch je eine Goldgrube, aus der der Alte stetig wachsendes Besitztum und der Junge süße Leibesfreuden schöpfte. So weit war Marei noch nicht. Aber wenn Urs einmal in der Stadt war, dann gedachte auch sie, gemeinsam mit ihm ein Goldbergwerk zu eröffnen, das ihnen gewiß ebensoviel Lebensgüter verschaffen sollte, wie die anderen jetzt schon gewannen. Bis dahin begoß sie unermüdlich die Blumen ihres Seelengärtleins, deren Düfte gottlob so fein waren, daß sie dem Vater und dem Bruder nicht in die Nase stiegen, denn sie durften beileibe nichts davon wissen. Und sie hatte die Freude, zu sehen, daß ihre Hoffnungen immer höher wuchsen und stolz und prächtig dastanden wie Sonnenblumen, die über alle Mauern und Häuser steigen wollten, daß sie die unvorsichtigen Ranken an ein paar

vernünftige Bohnensteden binden mußte, um sie einigermaßen im Zaume zu halten.

Aber es kam bald eine Zeit, wo sie ihrem Bruder gegenüber vertrauter werden durfte. Und das war ihr das Willkommenste, was ihr geschehen konnte.

Es war ihr Glück, daß Viktor sich so stark verliebt hatte, daß er ein wohlwollendes und verständnisvolles Herz bekam für die Sehnsuchtsnöte und Hoffnungsfreuden seiner Schwester. Er selbst hatte jetzt so viel zu erzählen, daß er froh war, in ihr einen Menschen gefunden zu haben, der jederzeit bereit war, still neben ihm zu sitzen und zuzuhören und bisweilen eine Bemerkung zu machen, die ihm die eigenen Gefühle heller beleuchtete oder den Glanz eines Ereignisses heraushob und ins richtige Licht stellte, so daß er erst dann so recht fühlte und begriff, was für besonders Schönes er erlebt habe.

Sie hieß Fini, eigentlich Josephine, war aber schon als Kind durch eine maulfaule Tante zu diesem abgekürzten Namen gekommen und trug ihn seither mit Anstand und Würde als ein passendes Krönlein über ihrem feinen Gesicht. Denn sie war eines von den seltsamen Pflänzlein, wie es deren in jedem Dorfe zum mindesten eines gibt und die so wenig dorthin zu passen scheinen, wie ein Röslein in einem Kartoffelader, und von denen man doch gewissermaßen mathematisch an Hand von Taufregister und Ehestandsbuch nachweisen kann, daß der Vater ein Bauer und die Mutter eine Bäuerin war und nichts anderes, und daß alles ganz mit rechten Dingen zugegangen war.

In dem Falle hatten die Eltern auch noch den Augenschein für sich, denn wenn man sie nebeneinander sah, er groß und stattlich, sie klein, schlank und ebenmäßig, so konnte man es sich ohne große Mühe zusammenreimen, daß aus ihrem Bette das Mädchen hervorgegangen war, das nun des Vaters Größe und Stärke wieder auferstehen ließ, aber mit den feinen Gelenken und Gesichtszügen der Mutter. Und noch mit etwas dazu, was nicht zu sehen war, aber deswegen doch nicht weniger wirklich vorhanden war als Fleisch und Knochen, einer feinen Seele, nicht vom Vater und nicht von der Mutter her, denn das hatten sie beide nicht, so sagten alle Leute und sie selbst, eben etwas Unerklärlichem, das man unbegriffen hinnehmen muß wie die roten Haare an Kindern, wo der Vater schwarz ist und die Mutter blond.

Wenn auch Viktor schon im welschen Städtchen das Liebes-Amerika entdeckt hatte, nach dem es jeden mannbarren Jüngling treibt, und er der Meinung gewesen war, es gebe für ihn auf diesem Gebiete keine unbekannten Länder mehr zu entdecken, so mußte er nun plötzlich einsehen, daß er in schlechte Schulen gegangen sei und von dem Allerschönsten, was aus der Liebe blühen kann, noch keinen blassen Schein gehabt habe.

Er hatte seine Unschuld wieder gewonnen und mit ihr die Schüchternheit und Anbetungsfreudigkeit der ersten Liebe, die ihre Worte aus dem Gebetbuch nimmt und sich selbst Hemmnisse vor die Füße legt, um die Erfüllung der Wünsche hintenzuhalten.

Und es begann ein glücklicher Sommer, mit vielen Freudenfesten, öffentlichen und heimlichen, solche, die im Kalender stehen und schon so viel altes, gutzinsendes Leben in sich tragen, daß es keine Kunst mehr ist, sie mitzufeiern;

und anderen, die nur die eigene Veranstaltung und Approbation haben und in stillen Winkeln und abgelegenen Orten ohne viel Publikum, dafür aber um so erfreulicher und mit um so größerer eigener Anteilnahme abgewickelt werden. Und wenn das Programm in der Hauptsache auch beständig aus denselben unveränderlichen Nummern bestand, die an Zugkraft immer noch nichts eingebüßt haben, trotzdem es schon so lange her ist, seitdem die ersten zwei Liebenden voller Sehnsucht und Scheu zusammenfaßen, so wurde es ihnen doch nie langweilig und verleidete ihnen so wenig, wie das tägliche Brot. Und daran merkte Viktor, daß dies die richtige Liebe sein müsse. Und er ließ alles aufstehen, was noch in ihm war aus seiner Heiligenzeit an Träumen und Fähigkeit, farbig zu sehen und überschwenglich zu fühlen, damit seine Seele ebenbürtig neben Zini einherstreiten könne. Und er wunderte sich, daß er so reich sei an guten Gedanken und heimeligen, sinnvollen Worten, die auf seine Lippen kamen, ohne daß er wußte woher, und daß sein Gemüt wahrhaftig dem Beutel im Märchen gleiche, in dem das Gold nie versiegt. Und was Zini anbetrifft, so kam sie ihm erst recht als ein kostbares Wunderkästchen vor, das man nie ganz zu erschließen vermag, solange man es auch studiert, weil jedes Fach, das man öffnet, das geheime Türlein zu einem neuen Fache zeigt, das immer noch etwas Röstlicheres ahnen läßt als das, was man schon in den Händen hat. Und er gewöhnte sich, daran zu glauben, daß die Liebe keinen meßbaren Gipfel habe und keinen begrenzten Inhalt, worin es nach Kubikmetern zugehe und Litern.

Urs und Marei hatten ihren schönen Nutzen von Viktors Liebesglück, denn wo es nur ging, verhalf er ihnen zu einer Zusammenkunft. Er hatte es gar nicht ungern, wenn sie zu viert irgendwo zusammenfaßen. Dann sah jedes Paar im anderen sein eigenes Glück wie in einem Spiegel wieder, was das eigene Hochgefühl verdoppelte und die Gedanken in ihrer Meinung noch bestärkte, als drehe sich auf Erden alles nur um die Liebe. Und dann war es auch hübsch, gemeinsam von der bevorstehenden Doppelhochzeit zu sprechen, zu viert brachten sie ja ein doppelt so großes Phantasiegemälde zusammen als zu zweien, und wenn irgendwo noch ein Haken war, so stand es zu viert viel besser um die Wahrscheinlichkeit, daß ein Mittel gefunden werde, ihn entfernen zu können.

Das gelang denn auch immer, und wenn Viktor und Marei nach solchen heimlichen Anlässen wieder nach Hause kamen, konnte Marei sagen: „Jetzt möchte ich nur noch, daß auch Tante Anna ein frohes Gesicht bekäme, dann wären wir alle zusammen glücklich.“ Viktor zuckte die Achseln.



Des Jairus Tochter, Glasgemälde. Entworfen von Albin Schweni in Ramsen (Schaffhausen).
Ausgeführt durch Louis Halter, Glasmaler in Bern.

„Der Alten ist nicht zu helfen.“ Und dabei spürte er etwas wie schlechtes Gewissen.

Und doch war ihr zu helfen. Und Marei tat es, ohne es zu wollen.

„Warum gehst du nicht mehr zur Beichte?“ fragte die Tante auf einmal. Es sind seit dem letztenmal schon zwei Monate her. Was hast du denn Sündiges begangen?“

„Ich kann dir's nicht sagen, und dem Pfarrer schon gar nicht.“

„Gott helfe mir, du wirst doch nicht etwa . . .“

„Was, Tante?“

„Dein kostbarstes Gut . . .“

„Nein, nicht das, aber etwas, das fast ebenso schlimm ist. Ich kann nie mehr beichten. Ich bring's nicht über mich.“

„Sag' das nicht. Du könntest dir das diesseitige und jenseitige Leben verderben!“

„Und wenn ich in die Hölle komme, das kann ich nicht beichten.“

„Still, still, kannst du es mir nicht sagen?“

„Nein.“

„Du mußt nur recht probieren. Faß an einem Zipfel an. Vielleicht ist es auch gar nichts Schlimmes.“



Der barmherzige Samariter, Glasgemälde in der Kirche zu Lahr (Westertal). Entworfen von Albin Schwerl, Ramsen (Schaffhausen). Ausgeführt durch Albert Zentner, Glasmaler in Wiesbaden.

„O, der Pfarrer hat uns immer gesagt, wie das etwas Schlimmes sei.“

„Denk, du seist allein und sprichst alles zu dir selbst. Wahrscheinlich war er dran schuld . . .“

„Nein, ich war ebenso sehr dran schuld . . . und das gerade drückt mich.“

„Du gehst also mit einem? Weiß der Vater davon?“

„Nein, er darf nichts davon wissen.“

„Schon eine Sünde!“

„Aber keine schlimme.“

„Nein, keine schlimme. Weiter.“

„Und als wir nun leihthin zusammen heimgingen, da sahen wir unterwegs auf ein Wiesenbörd. Und dann gaben wir uns einen Ruß.“

„So, so.“

„Und dann ging mir an der Taille, da vorn, der oberste Knopf auf. Und dann sagte er, er wolle ihn zumachen. Und ich hatte nichts dagegen.“

„Na, na.“

„Und er machte ihn zu.“

„So, er machte ihn zu? Ist's wahr?“

„Nein, er machte ihn nicht zu.“

„Eben, sonst müßt' es ein merkwürdiger Bursch gewesen sein.“

„Ich weiß nicht recht, aber auf einmal war der Knopf unten dran auch offen.“

„Natürlich. Und du?“

„Ich sagte nichts. Ich konnte einfach nicht. Und es war ja auch niemand in der Nähe. Und schließlich waren alle Taillenknoöpfe auf. Und dann . . .“

„?“

„Und dann küßte er mich.“

„Auf den Mund?“

„Nein!“

„So, so! Na, wenn das alles ist, dann brauchst du dich nicht zu hinterzinnen. Das ist mir in meiner Jugend auch schon passiert. Das kannst du getrost beichten. Es ist bloß eine kleine Sünde.“

„Ist's wahr, Tante? und ich hab' gemeint, es sei eine von den schlimmsten Todsünden.“

„Siehst du nun, wie gut es ist, daß du es mir gebeichtet hast. Geh' nur gleich zum Pfarrer und beicht' ihm auch, er wird dir den Kopf nicht abbeißen. Du kannst ja nach Hoflingen hinauf, heut' ist gerade Samstag, da sitzt ein fremder Kapuziner im Beichtstuhl.“

Und Marei nahm wirklich allen Mut zusammen und stieg nach Hoflingen hinauf. Und freudestrahlend kam sie zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Glasmalerei.

Von Otto Rehrli in Bern.

Wer wurde nicht schon vom Zauberglanz schöner Glasmalereien in Bann genommen! Sei es, daß er die gewaltige Kraft, die großen Kirchenfenster innewohnt, verspürte, sei es, daß er sich am anmutigen Farbenpiel kleinerer Scheiben ergözte. Oft aber gelingt es dem Beschauer nicht, sich in das Wesen dieses Kunstzweiges einzufühlen; diese oder jene Scheibe mutet ihn fremd, ja unnahbar an, während Kenner versichern, er hätte ein bedeutsames Werk vor sich. So sei es denn unsere Aufgabe, auf Schönheit und Wesen der Glasmalerei hinzuweisen.

Ueber den Ursprung der Glasmalerei sind wir heute noch im unklaren. Die ältesten Scheiben, die uns durch eine Reihe glücklicher Umstände erhalten sind und fast ein Jahrtausend überstanden haben, dürfen bereits als vollendete Kunstwerke angesprochen werden, ja wir finden darunter Schöpfungen, die als unerreicht gelten müssen. Sicher ist, daß das Aufblühen der Glasmalerei auf das engste mit der Entwicklung der Gotik zusammenhängt. Die Gotik forderte gewissermaßen die Belebung des steinernen Gebäudes mit dem farbigen Spiel hoher Glasfenster, war es doch alte Vorschrift, daß das Innere der Kirche in mystisches Halbdunkel gehüllt sein solle. So drängte sich das Abblenden der Lichtfülle durch farbiges Glas förmlich auf. Daß sich dabei Baumeister und Glasmaler in wunderbarer Weise zusammenfanden, versteht sich für die Gotik von selbst. So kam es denn, daß die Glasfenster der gotischen Kirche eigentlicher Bestandteil und nicht bloß Schmuck und Zierde des Gesamtgebäudes waren. In diesem Zusammenwirken ist wohl der Grund des unauslöschlichen Eindruckes zu suchen,